

31. Jhg. AUGUST 2022 Nr. 8 (405)

MASURISCHE STORCHENPOST



Masurische Landschaft im August 2022

Foto: Ewa Dulna



Agata Kern



Jolanta Gernat



Die Schwestern Dorota Blat (links) und Iwona Kaminska



Maria Zarębska kennt die Familiengeschichten der Kinder

Der Kindergarten im Palac S. 3; Maria Zarębska S. 9 Foto: Ulla Lachaer

AGATA, DOROTA, IWONA, JOLANTA

Der Kindergarten im Pałac –
Erinnerungen an ein Paradies

Ulla Lachauer Agata Kern

„Ein Glück, dass wir diesen Kindergarten hatten!“ Sagen alle vier. Anfang der 1970er Jahre war das. Agata und Jolanta leben heute in Deutschland, Dorota und Iwona sind in Masuren geblieben. Ort des Glücks war das Lehndorffsche Schloss, der „Pałac“. In den herrschaftlichen Räumen erlebten sie Geborgenheit, sie spielten zwischen den alten Eichen, badeten im See.

Ein Mikrokosmos abseits der Erwachsenenwelt, ihrer Sorgen und Traumata.

Der Mikrokosmos der Kinder. Sztynort in den 1970er Jahren

Seltsam, dieser Gleichklang der Erinnerungen! „Für mich war und ist das Schloss ein magischer Ort“, schwärmt Agata Kern, heute Kulturreferentin am Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg. Schon lange hatte sie den Wunsch, sich noch einmal mit einigen Kindern von damals auszutauschen.

In der Erinnerung von Agata, Dorota, Iwona und Jolanta ist der Kindergarten quicklebendig. Wer war der schönste Junge? Jurek! Mittagsruhe? Von 13 bis 15 Uhr! Noch immer kennt jede den Weg im Schlaf – vom Haupteingang des Pałac die gewaltige Treppe hoch in den ersten Stock. Riesenräume, „nicht für Kinder gedacht“, die man an ihre Bedürfnisse angepasst hatte: Holzleisten an den Fenstern, damit keines hinausfällt, Zwergenwaschbecken und -klos, zur Sicherheit wurde ein herrschaftlicher Kamin zugenagelt.

„Wir lebten in einer Herde.“ Dorota, Bankerin in Lötzen/Giżycko,

meint damit nicht ein kommunistisches Kollektiv, sondern eher einen natürlichen Zustand, so selbstverständlich wie Goggelmogel, die Süßigkeit (Zucker mit Ei verquirlt), die ihre Mütter und Großmütter oft zubereiteten. Ihr Herdenleben ist für die selbstbewussten Mittfünfzigerinnen bis heute etwas ganz und gar Positives.

Mittelpunkt ihres Lebens war damals der Pałac. „Er war einfach da“, Lebensort von morgens bis abends. Nicht nur Kindergarten, auch Arbeitsplatz der Mütter von Agata, Iwona und Dorota, die Buchhalterinnen waren. Er war Behausung für Arbeiter, Jolantas Familie war eine Zeitlang notdürftig im Ostflügel des Pałac untergebracht. Überwiegend diente er der Verwaltung des Erholungszentrums OSWIR, Ośrodek sportów wodnych i rekreacji – Büros und Kantine, Schlafsäle, in denen im Sommer jugendliche Segler logierten. Es gab Musikunterricht und einmal die Woche Kino, ziemlich ungewöhnlich für ein Dorf.

Lebensmittelpunkt Pałac

Erst in der Grundschule oder noch später erfuhren die Mädchen von der Grafenfamilie Lehndorff und ihrem Schicksal. Jolanta zum Beispiel in einer Heimatkunde AG, zum Lehrplan gehörte auch ein Besuch der Wolfsschanze. Als gute Schülerin kannte sie die Ortsnamen vor 1945. Keine noch so düstere Geschichtslektion jedoch hat vermocht, ihre Kindergartenidylle zu trüben. Über viele Jahrzehnte blieb die Erinnerung daran unberührt: Holzspielzeug und Buntstifte, Basteln mit Kastanien, Singen und Tanzen, Lieder wie „Pieski małe dwa chciały przejść przez rzeczkę“ („Zwei kleine Hündchen wollen einen Fluss überqueren“). Ein Arztzimmer und ein Frisörsalon im Miniaturformat, man stelle sich vor, und nicht zu ver-

gessen Marianna, die liebste der Kindergärtnerinnen. „Wenn ich im Nachhinein daran denke: Wir waren am Ende der Welt“, staunt Agata, „und da passierte so viel!“ „Wir alle waren gleich.“ Noch eine Generation zuvor spielte die Herkunft eine wichtige Rolle. Die Eltern, während des Krieges oder kurz danach geboren, waren Vertriebene. Ihre Familien waren in den polnischen Ostgebieten zuhause und wurden nach 1945 umgesiedelt nach Masuren, „repartriiert“, wie es offiziell hieß. Agatas Familie stammte teils aus Wilno, teils aus Wolhynien, Dorotas und Iwonas Mutter ebenfalls aus Wolhynien, ihr Vater war Ukrainer, die Familie wurde 1947 im Rahmen der „Aktion Weichsel“ aus dem Karpatenvorland hierher deportiert. Im Pass von Jolantas Mutter steht „geboren 1944 in Magdeburg“, die Eltern hatten sich – als Zwangsarbeiter - auf einem stadtnahen Bauernhof kennengelernt.

Sztynort war ein Dorf der Vertriebenen, verschiedener Ethnien und Kulturen. Die dagebliebenen Masuren eingeschlossen – ihr Steinort existierte nicht mehr.

Schatten der Vergangenheit

„In einer Eiche hatte ich mit meiner Freundin ein Häuschen“, erzählt Dorota. „Dort spielten wir Janek und Marusia, das waren die Hauptfiguren der Serie.“ Ihre Schwester Iwona ergänzt: „Wir verabredeten uns an bestimmten Eichen. Jeder hatte eine eigene Eiche.“ Die Eichenriesen waren die Landmarken ihrer Kindheit. Ihr Rauschen war die Musik, vertraut und „bei Sturm“, erinnert sich Jolanta, „furchterregend“.

Ihre Generation hatte eine innige Beziehung zur Natur, Landschaft, Wasser, Himmel. Zum Steinorter See waren es nur wenige Schritte. Angeln, Baden, Bötchen fahren, „das war wundervoll“. Masuren war für sie Heimat. Anders als für ihre Großeltern, die

Überlebende waren, irgendwo ausgekippt in der Fremde. Anders als für ihre Eltern, die in den armen, kummervollen Nachkriegsjahren groß wurden, nur langsam Wurzeln schlugen.

Auch Jolantas Großeltern redeten. Über die Jahre als Zwangsarbeiter zum Beispiel überwiegend freundlich. Solche familiären Überlieferungen halfen, Veränderungen anzubahnen. In den 1970er Jahren, gleich nach den Ostverträgen, kamen die Bauersleute aus der Gegend von Magdeburg zu Besuch. In Sztynort wurden damals die ersten Heimwehtouristen gesichtet. Darunter Gottliebe von Lehdorff, 1977 spazierte sie zum ersten Mal wieder durchs Schloss, fast alles, was sie sah, erschien ihr armselig, mit Ausnahme des Kindergartens. „Wo Esszimmer und Billiardzimmer waren“, schrieb sie in einem Brief, „ist jetzt ein Kindergarten, sehr sauber und ordentlich.“

Eine glückliche Generation

1989 reiste Agata im Zuge der Familienzusammenführung nach Deutschland aus, ihr Stiefvater und ihre Mutter waren bereits dort. Ein schwerer Schritt! Zwei Jahre schon studierte sie Jura in Warschau, war in oppositionellen Kreisen unterwegs, las Bücher, die ihr die Augen öffneten – von Gustaw Herling-Grudziński, Czesław Miłosz, Zbigniew Herbert und Alexander Solschenizyn. Hörte Lieder von Jacek Kaczmarski und Przemysław Gintrowski. „Ich wurde in Warschau ein anderer Mensch“, sagt sie, „und ich war glücklich dort“. Eine Kleinstadt im Bergischen Land, das war ein Abstieg. In der ersten Zeit hat sie viel geweint.

Jolanta heiratete im August 1989 ihre Jugendliebe Jacek Gernat. Das junge Paar hatte Deutschland schon im Blick, seine Verwandten dort drängten, die Wirtschaftskrise in Polen tat ihr Übriges – 1994 war es soweit. Jolanta ließ ihre große Familie in Masuren

zurück, Gütersloh war lange ein Tal der Tränen.

Iwona und Dorota kämpften sich zuhause durch, Informatik und Finanzwirtschaft waren zukunftssträchtige Branchen. Der Aufschwung in der strukturschwachen Provinz ließ auf sich warten, kam schließlich doch –Familie, Haus und Garten. Dazu die Seen und Wälder, die schon immer da waren.

Unterdessen verfiel der Pałac, die Welt ihrer frühen Kindheit. Die Dagebliebenen verfolgten mit Trauer und Zorn, wie ein Versuch nach dem anderen, ihn zu retten, scheiterte. Wenn Iwona mit Schulklassen das Schloss besuchte, sah sie das Elend. Ebenso Agata, sie reiste oft mit Schülern aus Deutschland dorthin.

Ganz abgerissen sind die Verbindungen aus der Kindergartenzeit nie. Dank Facebook werden sie lebhafter, am eifrigsten kommuniziert Dorota. Sie träumt von einem Treffen aller in Sztynort.

Die vier Frauen haben kürzlich ihre Gedanken über die Zukunft des Schlosses zusammengetragen. Ein Museum für die Geschichte Masurens oder eher für Kunst und Kultur? Eine Bildungsstätte für Jugendliche? Auch die Erinnerung an die sozialistischen Jahre, die heute wenig gelten, wäre wichtig. Zum Beispiel könnte man die Biografien der Mädchen und Jungen aus dem Kindergarten erzählen.

Erschienen am 25.04.2022

<https://www.copernico.eu/de/migrationsgeschichten-um-schloss-steinort-sztynort>



In der unteren Reihe von links: die dritte ist Agata, die sechste Jolanta, rechts neben ihr Iwona. In der oberen Reihe links außen Dorota.

Agata Kern, (Rechte vorbehalten - freier Zugang)

<https://www.copernico.eu/de/migrationsgeschichten-um-schloss-steinort-sztynort>

MARIA ZARĘBSKA

Geboren und verwurzelt in Sztynort

Ulla Lachauer Agata Kern

Als Maria Zarębska geboren wurde, im Juli 1948, war das Dorf Sztynort vom Krieg gezeichnet. Einige masurische Familien lebten noch dort. Die meisten Bewohner waren – wie Marias Eltern – Neulinge. Alle kämpften ums Überleben, mussten miteinander auskommen, sich im sozialistischen Polen zurechtfinden. Für ein Kind wie Maria war all dies „normal“. Aus dem neugierigen Mädchen wurde später eine aufmerksame Chronistin.

Die Geschichtensammlerin

Maria Zarębska lebt in einem der früheren Leutehäuser zu Füßen des Lehnorffschen Schlosses, das die Dorfbewohner „Pałac“, „Palast“, nennen. Sie hat sich hier immer wohl gefühlt, nur ein einziges Mal hat sie Sztynort verlassen - davon später.

Gerade hat ihr Sohn auf der Gartenseite ein großes Wohnzimmer angebaut. Bei geöffnetem Fenster kann sie die gutgelaunten Touristen hören, Familien und Grüppchen, die Richtung Hafen ziehen. „Oder zum Schloss. Im Sommer ist Leben da oben.“ Sie erzählt gern und springlebendig. Früher war ihr der Pałac unheimlich – es spukte, und hinter jeder Ecke konnten Hitlerowcy mit Gewehren auftauchen, behaupteten die Erwachsenen. Im Ostflügel befand sich in den 1950er Jahren Marias Kindergarten. In anderen Teilen des Gebäudes waren die Büros der PGR, der Państwowe gospodarstwo rolne (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft/ LPG), in wieder anderen lebten Familien. Der Pałac war Mittelpunkt des Sztynorter Lebens,

alltäglich und zugleich voller Geheimnisse.

„Lehndorff, den Namen habe ich oft gehört“, sagt Maria Zarębska. „Er war ein Graf, hieß es, sehr reich, und ihm gehörten viele Menschen.“

Mit solchen Geschichten aus der Vergangenheit des Dorfes wuchs Maria auf – und mit denen ihrer ukrainischen Mutter, die in Gedanken immer noch in Podkarpackie, im Karpatenvorland, weilte. Zuhause, das war ihr Dorf bei Przemyśl, wo sie 1919 geboren wurde. Eine ethnisch gemischte Region im Südosten des Landes, in der Polen und Ukrainer lebten, bis Nationalismus und Krieg die historische Nachbarschaft zerstörte. Das Ende war die „Aktion Weichsel“, die Vertreibung der Ukrainer und ihre Neuansiedlung in den „wiedergewonnenen Gebieten“. Nie hat Marias Mutter das Trauma überwunden, jenen April 1947, als ihr Elternhaus zerstört, die Familie in einen Viehwaggon geprügelt wurde. Destination: Masuren. Maria Oryńczak, wie sie mit Mädchennamen hieß, sehnte sich zeitlebens nach den Wäldern und Bergen ihrer alten Heimat. Von ihrem Vater weiß Maria Zarębska wenig. Er war ein Pole aus Krakau, Traktorist in der PGR und kam im Mai 1950 bei einem Arbeitsunfall ums Leben.

Trotz allem war Marias Kindheit und die ihrer jüngeren Schwester Stefania behütet. Mit den Mädchen und Buben aus der Nachbarschaft kamen sie gut aus. Besonders beliebt war das Spiel „Polen erklärt den Krieg gegen...“. Jedes Kind wählte ein Land, und wer siegte, durfte dem Besiegten ein Stück wegnehmen. Vielerorts im traumatisierten Europa wurde es damals so oder ähnlich gespielt.

Sztynort – Sprachen, Religionen, Bräuche

„Zwischen uns Kindern war kein Hass“. Anscheinend beweg-

ten sie sich weitgehend unbefangen zwischen den verschiedenen Gruppen im Dorf, anders als die Erwachsenen, die sich privat an ihresgleichen hielten.

Wie überall in der Wojewodschaft Olsztynskie war Sztynorts Bevölkerung bunt gemischt: Es gab die alteingesessenen Masuren, die das kommunistische Regime als verirrte Polen ansah und die sich größtenteils als Deutsche verstanden. Dann die Polen, die aus umliegenden Kreisen zugezogen waren, sowie die polnischen „Repatrianten“ aus den an die Sowjetunion verlorenen Ostgebieten, die man je nach Herkunftsregion „Belarusen“ oder „Litauer“ nannte. Und zwangsumgesiedelte Ukrainer wie Marias Mutter; sie machten etwa 10 % der Gesamtbevölkerung der Wojewodschaft aus.

Ihre Mutter, beobachtete die kleine Maria, trug das Kopftuch anders als die Litauerinnen. Und die alte Masurin, die alle mit „Oma“ anredeten, kreuzte die Schürzenbänder am Rücken. Diese Frau Kielbasa sprach kaum Polnisch, auch Frau Bartnik, die Witwe des letzten gräflichen Kutschers, tat sich schwer damit. Maria fiel ein Junge namens Stefan Tymiec auf, „weil er besonders höflich war.“ Sprachen und Dialekte, verschiedene Konfessionen und Bräuche – Sztynort war multikulturell. Realistisch, wie sie war, wählte Mutter Zarebska das Polnische als Familiensprache. Ihr Chachłacki, die ukrainische Mundart aus dem Karpatenvorland, hatte keine Zukunft.

Selbst griechisch-katholisch, überließ sie die Töchter der römisch-katholischen Kirche. Diese hatte nach 1945 schnell und machtbewusst die meisten evangelischen Gotteshäuser Masurens erobert, prägte mit Wegkreuzen und Marienaltären die spröde Landschaft. Maria und Stefania feierten ihre erste heilige Kommunion

in Radzieje, der ehemaligen Patronatskirche der Lehndorffs. Wie zu deutscher Zeit war Masuren Peripherie – „polnisch Sibirien“, an der Grenze zum russischen Kaliningrad, fernab der Städte. In der kleinen Welt des volkseigenen Gutes waren die Möglichkeiten äußerst begrenzt. Ein Alltag zwischen Acker und Stall, unter der Regie der PGR. Ein eigener Gemüsegarten, eine Kuh, Hühner... Dem zu entfliehen, war lange Zeit kaum möglich.

Nur die Masuren konnten es, wie die Familie des höflichen Jungen Stefan Tymiec, dessen Mutter Deutsche war. Fast alle stellten nach und nach Anträge auf Ausreise in den Westen. Bis zur ersehnten Genehmigung blieben sie meist unter sich. Ihr stiller Exodus zog sich bis in die 1970er Jahre hin. Maria Zarębska vermisste die Masuren. Für sie selbst war Dableiben das Richtige. In den 1960er Jahren, in der Ära Gomulka, kam frischer Wind ins Dorf: Ein neuer Direktor, Władysław Kotulak, übernahm die Leitung der PGR. „Er hat hier Kultur eingeführt. Und den schlechten Ruf der PGR widerlegt, dass dort nur Taugenichtse arbeiten.“

Damals bekamen die Leutehäuser fließend Wasser und ein Dach aus Eternit. Im Pałac entstand ein Club-Café - Tanzabende, jede Woche Kino, „zum Beispiel Kreuzritterfilme“. Ausflüge wurden angeboten, sogar nach Warschau, ins Operettentheater. Kotulak warb für Bildung und zog gegen die Trunksucht zu Felde. „Goldene Jahre“, schwärmt Maria Zarębska. Auf Initiative des guten Direktors wurde ein kleiner Segelhafen gebaut. Für die Hiesigen - Wassersport für jedermann!

Marias Mutter drängte darauf, dass die Töchter einen Mittelschulabschluss machten. Dazu mussten sie nach Olsztyn/Allenstein und Węgorzewo/Angerburg.

Eigentlich wollte Maria danach ein Fernstudium der Psychologie

und Pädagogik beginnen, landete jedoch im neugegründeten Institut für Agrarökonomie, mit Sitz in Sztynort. Später leitete sie den Sztynorter Kindergarten, machte die Buchhaltung der PGR, mal Bankgeschäfte in Wegorzewo, was sich gerade anbot und vereinbar war mit ihrem privaten Leben. Ihre kranke Mutter brauchte sie. Und Piotr, ihr Sohn, der 1980 zur Welt kam. In ihm erfüllte sich ihr sehnlichster Wunsch. Einen Mann brauchte sie nicht, sie war eine stolze ledige Mutter – ziemlich ungewöhnlich damals. Beruflich hatte sie flüchtige Kontakte zu ausländischen Touristen, die seit den 1970er Jahren kamen: Angler und Segler aus der Schweiz vor allem und aus der Bundesrepublik, darunter viele alte Masuren und zur Freude von Maria Zarębska ehemalige Steinorter.

Unvergesslich ist ihr der Sommer 1977, damals war sie Sekretärin des Wassersportzentrums. Gottliebe Gräfin Lehndorff kam zu Besuch mit ihrer Tochter Gabriele. Offenbar wollten sie im Schloss übernachten, „wir hatten ja Hotelzimmer hier“, und der Leiter verweigerte dies. In Frau Zarębskas Erinnerung weinte die Gräfin. Im Nachhinein machte sie sich Vorwürfe, weil sie den hohen Gästen nicht selbst ein Bett angeboten hat. In einem Brief von Gottliebe Lehndorff vom August 1977 ist diese Geschichte so überliefert: ORBIS in Rastenburg hätte keine Erlaubnis für die unangemeldete Übernachtung im Schloss erteilt. „Und ich hätte es bestimmt nicht getan“, so die Gräfin, „in meinen eigenen Zimmern zu wohnen. Es ist unbeschreiblich spießig und armselig hergerichtet.“

Polen steckte schon länger in einer tiefen Wirtschaftskrise. In Sztynort war die sozialistische Landwirtschaft am Ende. Mit der Gründung der Gewerkschaft Solidarność 1980 begann eine Freiheitsbewegung, die auch das Kriegsrecht nur vorübergehend

stoppen konnte. Auch das Dorf wurde davon erfasst, Touristen brachten aus den Städten oppositionelle Ideen mit.

1989 - Krise und Aufbruch

Damals wurde der Mauersee zum Zentrum der nationalen Segelkultur. Ferienkolonien, Segelcamps für Jugendliche aus ganz Polen erfreuten sich wachsender Beliebtheit. Gekocht wurde im Pałac, angeblich war der alte gräfliche Holzherd noch in Betrieb. Dann kam das Jahr 1989, Polen war frei, Europa fand wieder zusammen. Und Maria Zarębska, unternehmungslustig wie sie war, eröffnete einen Lebensmittelladen. Bald wurde im „Geschäft bei Maria“ das Angebot reicher. „Papa, es gibt Chips!“ Riefen die Kinder. Sohn Piotr begeisterte sich für die hübschen deutschen Joghurtbecher. Das Wunder der Konsumgesellschaft! Wieder war sie eine wache Zeitzeugin, und auch von den Schattenseiten des Kapitalismus kann sie ein Lied singen: Im Jahr 2000 ging sie bankrott. Aufmerksam beobachtete sie, wie Sztynort sich verwandelte. Schwierige Jahre – mit der „Marina“, dem Hafen, ging es bald aufwärts, doch Arbeitsplätze gab es dort allenfalls im Sommer. Das Gemeinschaftsleben starb, der Bus in die Kreisstadt fuhr immer seltener. Und die Jugend ging fort, nach Olsztyn, Warschau, London. Und der Pałac stand leer. Zum zweiten Mal nach 1945 war das Lehndorffsche Schloss verwaist, Plünderungen und Vandalismus ausgesetzt. „In einer Nacht wurde im Ostflügel der grüne Ofen gestohlen“, erinnert sich Maria Zarębska. Niemand mehr pflegte die Rosenbeete und Thujahecken, im Park machte sich Wildnis breit. Was sollte daraus werden? Es verfiel zusehends – ein Bild für die Sorgen und Ängste des Dorfes, und Projektionsfläche neuer Hoffnung. „Unser Pałac ist ein Juwel“. Als er 2009 in den Besitz

der polnisch-deutschen Stiftung übergang und der Gedenkstein für Heinrich von Lehndorff errichtet wurde, war Maria Zarębska froh. Nicht alle im Dorf sahen es gern, dass die Nachkommen der Adelsfamilie zu Besuch kamen. Ihr hingegen war es eine Ehre, Gräfin Vera, die berühmte „Veruschka“ bei sich zu empfangen. Zum ersten Mal 2011 oder 2012: „Ich konnte ihr einen Schlüssel aus dem Pałac zurückgeben, und ein paar Münzen, die ich als Kind in einem Graben gefunden hatte.“

„Alles geht viel zu langsam in Sztynort.“ Wir brauchen wieder junge Leute im Dorf, klagt sie. Auch ihr Sohn Piotr ist emigriert, lebt als Bauunternehmer auf Mallorca, baut dort Villen für reiche Engländer und Deutsche. „Er ist so wie ich, ein Raptus, ein Hitzkopf, mit vielen Ideen. Aber er hat mehr Geduld bei der Umsetzung.“ Vor vier Jahren hat sie ihn und seine Frau Justyna - auch sie eine Sztynorterin - besucht. Voller Stolz zeigt sie einen Prospekt der glamourösen Häuser.

„Vielleicht kommen die beiden zurück nach Sztynort?“ In diesem Sommer jedenfalls sind Sohn und Schwiegertochter bei ihr und helfen beim Einkochen.

Erschienen am 21.04.2022

<https://www.copernico.eu/de/migrationsgeschichten-um-schloss-steinort-sztynort>

Himmelsbriefe

Dr. Alfred Czesla, ein masurischer Sozialaktivist, sprach mit der Publizistin und ehemaligen beauftragten des Woiwoden von Ermland- Masuren für nationale und ethnische Minderheiten, Joanna Sobiesiak-Wańkowska, über die Bedeutung des „Himmelsbriefes“ für die Masuren.

Ein Himmelsbrief, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand, kam aus Galizien nach Masuren. Wie hat Sie dieser Brief erreicht?

Eine Fotokopie des Briefes erhielt ich vor Kurzem von Antoni Szubzda, dem Ehemann von Irena Szubzda, der Vorsitzenden des Verbandes der deutschen Volksgruppe „Masuren“ in Lyck (Ełk). Der Absender schrieb mir: „Ich sende Ihnen einen einzigartigen Text. Es handelt sich um einen Himmelsbrief. Er ist in der Familie meiner Frau erhalten geblieben und ist zerlesen.“ Sein Erhaltungszustand deutet darauf hin, dass er von mehreren Generationen der Familie Scherotzki (Mädchenname von Irena Szubzda) gelesen wurde.

Ich war sehr fasziniert von dieser Geschichte des Briefes. Meine Nachforschungen haben ergeben, dass der älteste im masurischen Dialekt geschriebene Brief aus dem Jahr 1830 stammt. Aber erst Janusz Dunin, der sich mit der Geschichte der Krämer- und Boulevardbücher in Polen befasste, gab das korrekte Datum für den ersten Brief an, nämlich 1824. Allerdings war er auf Deutsch geschrieben, wobei Joh. Szczepański, der ihn „vom Original“ abschrieb, ihn sofort ins Polnische übersetzte. Alle von Bewohnern Galiziens abgeschriebenen Briefe wurden als „Briefe vom Himmel“ bezeichnet. Sie waren kurz und an Katholiken gerichtet.

Im Gegensatz dazu waren die in Masuren veröffentlichten „Himmelsbriefe“ wesentlich umfangreicher: Sie umfassten 32 Seiten und waren für evangelische Menschen bestimmt. Und das Wichtigste: Sie wurden im masurischen Dialekt unter Verwendung der sogenannten Schwabacher Schrift geschrieben, genau wie Bibeln, Postillen oder masurische Kirchengesangsbücher.

Für die masurischen Evangelischen waren die hoch angesehene Bibel oder das Masurische Gesangbuch von großer Bedeutung. Was war dann neben diesen „heiligen“ Büchern der Himmelsbrief für sie?

Wie Sie sagten, kam der Brief unerwartet und sein erster Satz „Ein Himmelsbrief, den der Herrgott selbst herabgelassen hat“, unmittelbar gefolgt von der Zusicherung, dass er von Jesus Christus übermittelt wird, sprach zweifellos tiefgläubige Menschen an, wie es die Masuren waren. Außerdem war er weithin verfügbar und billig. Er wurde auf allen Messen und Ablässen für ein paar Pfennige verkauft. Die heiligen Bücher, die masurischen Kalender, die Sie erwähnen, waren viel teurer, und die Masuren waren hauptsächlich Dorfbewohner und konnten sich eine solche Ausgabe nicht immer leisten. Der Absender des Briefes forderte dazu auf, an den Inhalt zu glauben, und wies an, wie man leben sollte, um die Gnade Gottes zu erlangen, der dann vor Gefahren schützen werde. Der Brief garantierte also Wohlstand und Glückseligkeit. Mit einem Wort, es war eine Art Sicherheitspolice. Aus diesem Grund nahmen Soldaten, die in den Krieg zogen, den Brief mit und trugen ihn in der Brusttasche, daher das kleine Format des Briefes. Denn der Brief garantierte ihnen, dass sie jedem Unglück entgehen würden, wenn sie sich an den Glaubenskanon und die Gebote Gottes hielten und ehrlich lebten.

Kann man von nur einem Himmelsbrief sprechen oder gab es mehrere Versionen?

Die Briefe wurden auf zwei Arten veröffentlicht. Die billigeren als Einzeldrucke und die teureren in einer größeren Sammlung als Teil eines Schlüssels zu sehr wichtigen Geheimnissen. Sie enthielten nicht nur religiöse Themen, sondern auch Prophezeiungen Krankheitsbesprechungen, einen Kalender mit Glücks- und Unglückstagerlern, sowie Weissagungen aus der Luft und den Planeten für jeden Tag des Jahres, eine kurze Beschreibung der Planeten und manchmal das goldene ABC, bei dem jeder Buchstabe des Alphabets der Anfang einer gereimten Empfehlung war. So gab zum Beispiel der Buchstabe F folgende Empfehlung: „Hütet euch vor Falschheit, lebt in Sanftmut, liebt nicht den Besitz; denn es ist der größte Verlust, Gott an die Welt zu verlieren.“ Nun, die Masuren waren äußerst fromm und nahmen sich solche Empfehlungen zu Herzen.

Der Inhalt des Briefes und der Broschüre blieb im Laufe der Zeit - denn sie wurden über hundert Jahre lang, bis 1937, veröffentlicht - im Wesentlichen unverändert, abgesehen von kleineren sprachlichen Korrekturen.

Warum war das Interesse der Masuren gerade an diesem Brief so groß?

Sicherlich war diese Art von Literatur keine masurische Spezialität, aber gerade hier in Masuren, am Schnittpunkt der polnischen, deutschen und litauische Kultur, blieb das evangelische Volk, das; von drei Seiten von katholischen Gebieten umgeben war und keinen Zugang zu kulturellen Zentren hatte, seiner ursprünglichen Kultur treu. Und nur mit dem „Masurentum“ ist es zu erklären, dass sich an den südlichen Rändern Ostpreußens ein

starker Glaube an ihre Macht mit dem deutschen Protestantismus und der polnischen Sprache verbinden konnte. Es sei auch darauf hingewiesen, dass die spezifische Religiosität der Masuren ebenfalls einen erheblichen Einfluss auf den Wunsch nach solchen Büchern gehabt haben könnte.

Was geschieht heute mit diesen Briefen? Auf wie viele Druckschriften konnten Sie während der Arbeit an Ihren Buch „Mazurów klucz tajemnic“ zugreifen?

Leider sind diese Druckschriften heute absolut einzigartig. Die Kriegswirren haben sie bereits 1945 aus dem Ermland und aus Masuren hinweggefegt. Sie verbrannten, wie alle anderen vergänglichen Druckschriften, weil der Winter hart war und sie außerdem in der gotischen Schrift verfasst waren. Sie wurden wie andere deutsche Dokumente vernichtet, weil ihre Auffindung durch die Russen den Tod hätte bedeuten können. Obwohl diese Briefe gerade in Masuren erschienen, sind sie in den Bibliotheken und Museen der Städte, in denen sie veröffentlicht wurden, nicht erhalten geblieben. Ich habe im ganzen Land nach ihnen gesucht und sechs Briefe gefunden, von denen sich drei in den Sammlungen der Bibliotheken in Warschau und Lublin befinden. Die wahrscheinlich älteste ist -- jene aus Lyck (Ełk), die in altpolnischer Sprache mit Einschüben deutscher Wörter geschrieben ist.

Haben sich die Prophezeiungen der Masuren bewahrheitet?

Ich habe es unternommen, die Wirksamkeit der im ältesten der im masurischen Briefe enthaltenen Prophezeiungen zu überprüfen. Und ich muss zugeben, dass überraschenderweise die meisten der in den Prophezeiungen vorhergesagten Ereignisse tatsächlich eingetreten sind, mit der Ausnahme, dass die Masuren den Ersten Weltkrieg nicht vorhergesehen haben. Es wurden jedoch ver-

schiedene Katastrophen und Krankheiten vorausgesagt, darunter die Epidemie der Spanischen Grippe und der Beginn des Zweites Weltkrieges sowie die kulturellen und moralischen Veränderungen nach dem Krieg wurden genau datiert.

Wochenblatt Nr. 31, 5. – 11. August 2022



Joanna Wańkowska-Sobiesiak,
Publizistin Autorin von fünfzehn
Büchern, darunter acht zum Thema
Der nationalen und ethnischen
Minderheiten
in Ermland und Masuren.

In den meisten ihrer Bücher präsentiert die Autorin die Bilder dramatischer Ereignisse aus der Erfahrungssicht einfacher Menschen, die zufällig oder bewusst in die große Geschichte verwickelt wurden. Einige von ihnen wurden auf Polnisch und Deutsch veröffentlicht.

Khall Gibran
Die Natur lädt uns ein

Die Natur streckt ihre Arme aus,
um uns willkommen zu heißen,
und sie lädt uns ein,
uns an ihrer Schönheit zu erfreuen;
wir jedoch scheuen ihre Stille
und eilen in die vor Menschen wimmelnden Städte,
um uns dort aneinanderzudrängen wie Schafe,
die sich vor einem wilden Wolf fürchten.

Khall Gibran; „Lieder, die der Wind schrieb“

Stefan Pioskowik

Wir hören nicht auf uns zu sonnen

Wir hören nicht auf uns zu sonnen
Die Hochsommerzeit hat erst begonnen
Zwei Monate Galgenfrist wurden uns gegeben
Auf exotische Urlaubsreisen wir uns gern begeben

Den Sommer vor den Stürmen
Die sich an unserem Horizont türmen
Möchten wir noch sorgenfrei verbringen
Davon lassen wir uns trotzig nicht abbringen

Das Sommerwetter
Unser strahlender Retter
Vor den täglichen Nachrichten
Die sich wie der Herbstnebel verdichten (Juli 2022)

Die Sonne am Himmel hängt

Die Sonne am Himmel hängt
Uns unten mit ihren Strahlen sengt
Im Winter wir viel Sehnsucht nach ihr hatten
Nun freuen wir uns über sie aber auch über den Schatten

Den es ohne sie nicht gäbe
Der Sommer setzt seine Maßstäbe
Die sengende Sonne gehört einfach dazu
Fast jeden Sommertag ist sie bereit für ein Interview

Man singt über sie Lieder
Schön warm fühlen sich alle Glieder
In unseren Adern fließt schneller das Blut
Von oben kommt die Sommerhitze mit deren Glut (Juli 2022)

Gert O.E. Sattler

Malven

Am mancher Scheune, manchem Haus
ein Meer von Malven stand,
es blühte in den Tag hinaus
im Schutz der Häuserwand.

Wenn Sonnenlicht im See versank
zu kurzem Sommerschlaf,
dann kam die Nacht zur Gartenbank,
wo man sich heimlich traf.

Die Malven zeigten ihr Gesicht
in Rosa, Gelb und Weiß,
und jeder Kuß im Sternenlicht
war süß und sommerheiß.

Wo blieb die Bank der Jugendzeit
und wo der Malven Pracht?
Im Leben wechseln Glück und Leid
so schnell wie Tag und Nacht.

Stefan Pioskowik

Tag der Geburt

Tag der Geburt
Der neun Monate Spurt
Habe ich am Tag genau erlebt
Sechzig Jahre habe ich seitdem gelebt

Ist es wenig oder viel
Ich komme immer näher meinem Ziel
Werde ich es langsamer oder schneller erreichen
Ich nehme wahr auf meinem Weg vieldeutige Zeichen

Soll ich noch leben
Wird es einen Sinn ergeben
Muss ich diese Qualerde verlassen
Nehme ich diese Entscheidung gelassen (Juli 2022)

Die abendliche Sonne

Die abendliche Sonne
Des Sommers untergehende Ikone
Die ganze Landschaft in goldenes Licht hüllt
Unsere ruhenden Sehnsüchte um diese Uhrzeit stillt

Der hektische Tag ist vorbei
Irgendwo sitzen versonnen wir zwei
Ist es an einer Bushaltestelle eine harte Bank
Mag sein wir sprechen dem Los aus unseren Dank

Das stille Abendkonzert beginnt
Nur für uns allein weil wir für uns sind
Wäre ich Maler würde ich malen deine Ikone
Bin ein armer Dichter schreibe diese Worte mit Wonne
(August 2022)

Die Naturgewalten von Kalischken

Von Arno Surminski

Es ist von einem Streit zu berichten, der ausgebrochen war zwischen dem Bauern Grigull und dem Finanzamt, ein Streit von solchen Ausmaßen, daß am Ende die unschuldige Kreatur darunter leiden mußte und die Naturgewalten von Kalischken und Umgebung Partei ergriffen. Das alles wegen lumpiger 95 Goldmark Erbschaftssteuer. Vor Jahren hatte der Bauer Grigull seiner Magd ein Kind besorgt, einen pungeligen Bengel, so einen richtigen Ratzke, der schon im Säuglingsalter die rote Nase seines Vaters trug. Bauer Grigull wußte, was sich gehörte. Er baute der Magd im Nachbardorf ein kleines Häuschen, überschrieb es auf den rotenasigen Bengel . . . und hatte das getan, was in Kalischken »seine Pflicht« genannt wurde.

Fünf Jahre später griffen die Naturgewalten zum erstemal ein. Da versank der kleine Grigull, der in Wirklichkeit nach der Mutter Mischkar hieß, im kalten Moder des Dorfteiches, bekam anschließend Keuchhusten, vermengt mit einer starken Diphtherie, und schloß ein paar Tage vor Nikolaus für immer die Augen. Das Haus, das Bauer Grigull gebaut hatte, fiel an den edlen Spender zurück. So stand es im Vertrag. Bauer Grigull beerbte gewissermaßen seinen Sohn. Und darum die 95 Goldmark.

»Ja«, sagte der Mensch vom Finanzamt, Karus mit Namen, und hob belehrend den Zeigefinger: »Wenn das nun dein gesetzliches Kind gewesen wäre, Bauer Grigull, brauchtest du nuscht zu zahlen. Aber der Kleine hieß Mischkat und war nicht mit dir verwandt. Und das kostet 95 Goldmark. Das kommt davon, wenn man ungesetzliche Kinder macht.«

Was soll man dazu sagen? Es gab also gesetzliche und ungesetzliche Kinder, und der Unterschied ging dermaßen ins Geld! Grigull grinste den Finanzbeamten Karus an. Er würde Zeugen bringen. Ganz Kalischken wußte Bescheid. Dieser Bengel war seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten gewesen. Na und die Magd Mischkat! Wenn die aussagte, wer ihr den Lorbaß gemacht hatte? Sein Junge war gezeugt und auf die Welt gekommen, wie das in Kalischken üblich ist, ein ganz normales Kind. Nichts daran auszusetzen.

Im Mai, als die Saat kniehoch stand, schickte Karus die erste Mahnung. Es gab damals noch keine Formblätter, und Karus schrieb ganz natürlich, wie jemand schreibt, der Geld haben möchte. Schrieb, in Kalischken müsse man nun langsam daran denken, die 95 Goldmark in die Stadt zu schicken. Vielleicht kann der Milchwagen das Geld mitbringen. Oder am Markttag kommt einer vorbei. Die Antwort setzte der Dorfschullehrer für Grigull auf. Ein langer Brief, in dem der gelehrte Mann in wohlgesetzten Worten nachwies, wie es mit diesem Kind zugegangen sei. Alles normal und natürlich ... bis zum leider viel zu frühen Ende. Darauf schwieg das Finanzamt, denn vor der Ernte gab es in Kalischken kein Geld. Deshalb ließ Karus dem Bauern Grigull Zeit. Aber im Spätsommer war die Geduld aufgebraucht. Er schrieb einen ärgerlichen Brief mit amtlichem Stempel und setzte eine Frist bis zum 10. September (alles rot unterstrichen). Auch war der Karus schon teurer geworden: 97 Goldmark und dreißig Pfennige verlangte er. Wenn du noch lange wartest, Grigull, kommt der auf hundert Mark!

Die Männer von Kalischken berieten über diesen Brief und beschlossen, auf die Unverschämtheit zu schweigen. So kam es, daß Karus bei schönem Wetter mit dem Fahrrad auf die Reise gehen

mußte. In der umgehängten Tasche lagen ein Stapel Butterbrote und jener amtliche Vollstreckungsbefehl, der ihn ermächtigte, nun schon 99 Goldmark und zwei Dittchen von Bauer Grigull einzutreiben.

Ein lieblicher Tag. Die Natur wußte nichts von dem Unheil, das auf Kalischken zuradelte. Die Wege ließen Karus passieren, weder Dornen noch Kletten hefteten sich an seine Rockschöße; auch die Bienen summten geschäftig vor sich hin, ohne den einsamen Radfahrer auf den Feldwegen zu ärgern. Um die Mittagszeit kam Karus an, verzehrte im Straßengraben sein Butterbrot und radelte wohlgestärkt ins Dorf. Grigull saß gerade zu Tisch. Er lud den Finanzbeamten Karus zu Erbsensuppe mit Räucherspeck ein, aber der lehnte ab. Trank auch keinen Schnaps. Rauchte keine Zigarre. Nein, an den Kerl war nicht heranzukommen, der wußte, was sich für einen Beamten gehörte. In feierlichem Ton machte Karus den Bauern mit dem Zweck seines Besuches bekannt, forderte ihn auf, ihm sämtliche Räumlichkeiten und Gegenstände von Wert zu zeigen. Doch in den Bauernstuben von Kalischken hatte es noch nie etwas zu pfänden gegeben. Oder etwa jene wurmstichige Standuhr, deren Läutwerk Karus soeben überprüfte? Er war sich nicht sicher, ob er das alte Stück pfänden durfte. Denn es gab in Kalischken keine Kirchturmuhren. Nähme er dem Grigull die Standuhr, wüßte der überhaupt nicht mehr, was die Zeit geschlagen hat. Nein, wer in Kalischken pfänden will, geht in die Ställe!

Da stand gleich am Eingang eine Kuh, trug den Namen Klara, war mehr weiß als schwarz, ein gesundes, wohlgenährtes Stück Vieh. Das wäre etwas für den Fiskus, dachte Karus und musterte das Tier von hinten und vorne. Nun ist eine Kuh nicht zu pfänden, indem du ihr einen Kuckuck auf die Backen klebst. Die wirft sich damit

in den Dreck, verschandelt das amtliche Siegel, und du kannst sie nicht einmal belangen. Nein, Karus fertigte ein Brett an, auf dem geschrieben stand, daß die Kuh Klara für das Finanzamt gepfändet sei. Während Grigull schweigend dabeistand, nagelte Karus das Schild über das Tier an die Futterkrippe. Setzte ein Siegel darauf. Fertig war die Pfändung. »Darf eine gepfändete Kuh gemolken werden?« fragte Grigull. »Natürlich! Und Futter muß sie auch haben. In vier Wochen wird sie abgeholt und auf dem Marktplatz der Stadt versteigert.« So geht das also.

Es hätte Karus zu denken geben müssen, daß ihn auf dem Rückweg ein Gewitter überraschte. Es zog über den flachen Häusern von Kalischken auf, folgte dem Finanzbeamten beharrlich und erwischte ihn eine gute Viertelstunde vor der Stadt. Nicht nur, daß es ihn gründlich durchnäßte und einen halben Liter Wasser in die Aktentasche mit den wichtigen Papieren schüttete. Es verwandelte auch den Weg in eine Schlammlandschaft. Karus zog Schuhe und Socken aus, krepelte die Hosen hoch und watete - ein Bild des Jammers! - bis zu der festen Pflasterstraße in der Vorstadt.

Niemand wußte Genaues zu sagen, doch hielt sich seit Jahren das Gerücht, in Kalischken könnten die Kühe lesen. Vereinzelte Fälle, gewiß, aber für ein Dorf wie Kalischken, in dem es genug Menschen gab, die ihren Namen mit drei Kreuzen schrieben, eine erstaunliche Leistung. Karus hatte sein Schild schräg an die Raufe im Kuhstall genagelt, gut erkennbar für das stumpfsinnige Tier, das ohne Unterlaß auf die Schrift glotzte, jede Nahrung verweigerte, nur ein bißchen Wasser schlürfte und den Stall mit beleidigtem Gebrüll erfüllte. Tags darauf spannte Grigull an und fuhr so zeitig in die Stadt, daß er zu Beginn der Sprechzeit im Finanzamt ankam. Er stellte Karus eine Kanne auf den Schreibtisch, hob den Deckel

und forderte Karus auf, über den Rand zu blicken. Kuhmilch. Die Morgenmilch der gepfändeten Kuh, so an die viereinhalb Liter.

»Habt ihr in Kalischken alle den Verstand verloren?!« schrie Karus gereizt. »Natürlich könnt ihr die Milch behalten! Austrinken, weg- gießen, macht was ihr wollt!« Aber Grigull weigerte sich, staatli- ches Eigentum in Butter zu verarbeiten. Nein, diese Kanne bleibt im Finanzamt, denn schon in der Schrift steht, daß du dem Kaiser geben sollst, was des Kaisers ist. Da es aber ungerecht wäre, wenn das Finanzamt nur die guten Früchte des gepfändeten Tieres erntet, ohne an den Abfall zu denken, schleppte Grigull einen Korb mit an die sieben Pfund frischem Kuhfladen in das Büro des Finanzbeam- ten Karus. Es stank zum Himmel.

Karus sank hinter seinem Schreibtisch zusammen und schloß die Augen. »Das ist nicht weiter schlimm«, meinte Grigull begütigend. »Die Kupscheiße wird von Tag zu Tag weniger. Seitdem die Kuh das dämliche Schild vor Augen hat, frißt sie nämlich nicht mehr. Noch ein paar Tage, dann kehrt sie die Beine nach oben.«

Karus nahm das mit der hungernden Kuh nicht ernst. Aber zwei Tage später erschien der Dorfschullehrer bei ihm und schilderte in bewegten Worten das bevorstehende Ende der Kuh.»Das ist Tierquälerei, Herr Karus!« schloß er und verließ empört die amt- lichen Räume. Es half nichts, Karus mußte noch einmal nach Ka- lischken radeln um nach dem Rechten zu sehen. Auf dieser Fahrt zeigte es sich, wie gefährlich es ist, mit Kalischken in Streit zu geraten. Das begann schon an der Gemarkungsgrenze. Da platzte der Ballonreifen des Fahrrads, und während Karus im Gras saß und den Schlauch flickte, stach ihn eine Biene, na man kann sich schon denken, wohin. Ein Weidenbaum hatte seinen armdicken Ast wie eine Barrikade über den Weg gelegt, zwang Karus zu ei-

nem Schlenker durch ein schmutziges Rübenfeld. Vor den ersten Häusern von Kalischken lauerte ein heimtückischer Ganter, der mit gesenktem Schnabel hinter den radelnden Hosenbeinen des Karus herrannte. Ein aufgeplusterter Truthahn versperrte den Weg zu Grigulls Hof, attackierte heftig das Fahrrad und den sich dahinter verschanzenden Karus. Fürchterlich riß der Hofhund an der Kette, es war das Schlimmste zu befürchten.

Kurzum: Kalischken war nicht gut zu sprechen auf den Finanzbeamten Karus. Aber nun erst der Kuhstall. Am Kopfende der gepfändeten Kuh stand der Bauer mit seinen Knechten und Nachbarn. Bedenkliche Gesichter. Lange machte sie es nicht mehr.

Karus sagte kein Wort. Er drängte die Umstehenden zur Seite und bot der Kuh frisches Gras an, das er vorsorglich unterwegs gerupft hatte. Aber das Tier machte das Maul nicht auf. Na, wie ist es mit einem Rübchen? Es ist nicht zu glauben, aber die Kuh schüttelte heftig den Kopf! Und auch das Heu, das Karus eilig vom Stallboden holte, verweigerte das uneinsichtige Tier.

Ratlos stand er vor der Kreatur. Da traf es sich gut, daß Grigull eine Flasche entkorkte und mit einem Becher auf den verstörten Karus zukam.»Es ist wie ein Wunder«, brummte er und stieß mit Karus an. Zufällig kam auch der Dorfschullehrer vorbei, um sich nach dem Befinden des Tieres zu erkundigen. Er werde, so erklärte er laut, einen Bericht schreiben und an die Akademie in Königsberg schicken. Eine Kuh, die die Nahrung verweigert, weil sie gepfändet ist, das hat es noch nicht gegeben!

Bauer Grigull schenkte nach. Was soll man da machen? Karus nahm auf dem Melkschemel Platz und versank in dumpfes Brüten. Ob ein Tierarzt helfen könnte? Auch bastelte er in Gedanken an dem Plan herum, die Pfändung der Kuh aufzuheben, dafür aber

Grigulls Zuchteber zu versteigern. Doch immer, wenn dieser Plan Gestalt annehmen wollte, kam Grigull und schenkte nach.

Am Nachmittag gegen halb drei überwand Karus alle amtlichen Bedenken und erklärte die 95 Goldmark einschließlich Verzugskosten für niedergeschlagen. Wegen Geringfügigkeit. Der Dorfschullehrer hatte, wie sich das für einen schriftgewandten Menschen gehörte, Papier und Bleistift zur Hand und schrieb auf, was zu einem guten Ende führen sollte. Auch bestand Grigull darauf, daß die Schande seines Kindes aus der Welt käme. So unterschrieb der Finanzbeamte Karus am Nachmittag gegen halb drei im Kuhstall des Bauern Grigull, daß es bei Zeugung und Geburt jenes zu früh verstorbenen Sohnes in jeder Beziehung mit rechten Dingen zugegangen sei und es nichts, rein gar nichts gebe, das das Finanzamt berechtigen könnte, für jenen Akt 95 Goldmark zu verlangen. Kalischken war versöhnt. Das Sonnche schien, und die Kuh begann zu fressen. Die Wege trockneten, die Bienchen summten, und der Ganter schnatterte friedlich. Bauer Grigull führte die Gesellschaft in die gute Stube zum hergerichteten Essen. Und gegen Abend fuhr er den Finanzbeamten Karus – der schlief neben seinem Fahrrad hinten auf dem Klapperwagen – zurück in die Stadt.

Seit jenen Tagen haben die Bauern von Kalischken ein, na man kann sagen herzliches Verhältnis zu ihrem Finanzamt. Wenn Grigull in die Stadt fährt, läßt er die Pferde vor dem roten Ziegelbau halten, zieht freundlich die Mütze und grüßt zu den von wildem Wein umrankten Fenstern, hinter denen der Finanzbeamte Karus darüber nachsinnt, warum die Kühe von Kalischken lesen können.

Was wir über das Leben des Weißstorchs wissen?

Der Weißstorch in der Landschaft Masurens

Am 31.05.2022 fand im Masurischen Landschaftspark in Kruttinnen die offizielle Premiere des Buches „Der Weißstorch in der Landschaft Masurens“ statt. Das Buch von Katarzyna Glińska-Lewczuk, Wojciech und Iwona Gotkiewicz, Adam Zbyryt und Krzysztof Wittbrodt wird bereichert von ungewöhnlich schönen Photographien von Waldemar Bzura, Beata Zaborowska, Grzegorz Zawrotny, Iwona Gotkiewicz und Adam Zbyryt, die die Spezies selbst sowie ihren Lebensraum zeigen. In der Publikation finden sich viele interessante Informationen zur Biologie des Storchs, zum Aufbau seines Nestes, und auch über den mit ihm verbundenen Glauben der Slawen.

Eine elektronische Version des Buches kann von der Website des Parks heruntergeladen werden:

<https://mpk.warmia.mazury.pl/bocian-bialy-w-krajobrazie-mazur/>

<https://mpk.warmia.mazury.pl/publikacje/>

Wir stellen Ihnen ausgewählte Fragmente vor.

Die Biologie des Weißstorchs

Die ältesten sterblichen Überreste von Weißstörchen aus prähistorischen Zeiten auf dem Gebiet Polens stammen aus dem nördlichen Polen aus der Zeit von 6.200-3.300 v. Chr. Sie wurden an 17 Standorten im Bereich menschlicher Siedlungen gefunden. Das kann bezeugen, dass diese Spezies mit dem Menschen schon seit uralten Zeiten verbunden ist.

Weißstörche siedeln am häufigsten an Orten, wo Feuchtwiesen

aufzutreten und Tiere geweidet werden. Deswegen wird die größte Dichte an Brutpaaren dieser Spezies im nördlichen und östlichen Polen notiert. Die Region des besonders zahlreichen Auftretens von Weißstörchen ist Ermland und Masuren.

Die landesweite Zahl beträgt 42–43.000 Brutpaare. Die meisten Brutkolonien befinden sich in Polen in Ermland und Masuren, hauptsächlich im Streifen an der Grenze zum Königsberger Gebiet.

Ein wichtiger Bestandteil ihrer Diät sind auch Säugetiere wie Feldmäuse, Wühlmäuse oder Maulwürfe. Der Anteil von Fröschen an ihrer Diät ist marginal. Den Gipfel ihrer Fortpflanzungsfähigkeit erreichen sie zwischen dem 8. und 12. Lebensjahr.

Als erstes kommen Vögel in der besten Verfassung und von hohem sozialen Status an, wobei die Männchen schneller erscheinen, und danach die Weibchen dazu kommen. Die Produktion von Eiern durch das Weibchen beginnt schon in den Winterlagern in Afrika. Von den Nahrungsbedingungen in jenem Gebiet hängt ab, wie viele und wie große Eier es ihm zu legen gelingt. In feuchten Jahren in den Winterlagern sind es mehr, und sie sind größer in trockenen Jahren.

Störche legen maximal 7 Eier, aus denen nur 6 Küken schlüpfen können. Das zusätzliche Ei ist kleiner als die übrigen und dient sicher als Sicherung gegen Fressfeinde. Die Eier werden einzeln in Abständen von 6 Stunden bis zu 2,5 Tagen gelegt. Die Küken schlüpfen nach etwa 33-34 Tagen Brutzeit, die mit dem Legen des ersten Eis beginnt. Das hat zur Folge, dass der Unterschied in der Entwicklung zwischen dem jüngsten und dem ältesten Küken bedeutend sein kann. Die Zahl der großgezogenen Küken hängt von den Nahrungsbedingungen ab, und besonders von der Verfügbarkeit von Feldmäusen. Am häufigsten ziehen sie 2-3 Junge groß. Wenn es an Nahrung fehlt, können die Eltern die Brut reduzieren. Die ersten drei, vier Jahre verbringen

die Jungen in Afrika. Nach Erlangen der Geschlechtsreife kehren sie zum Brutplatz zurück. Dann siedeln sich die jungen Männchen gewöhnlich 15 Kilometer vom elterlichen Nest an, und die Weibchen beinahe 180. Das hat die Vermeidung der Kreuzung der Vögel mit Geschwistern und Eltern zum Ziel. Der Weißstorch ist eine langlebige Spezies, der über 3 Jahrzehnte leben kann. Das älteste wild lebende Individuum erreichte ein Alter von 39 Jahren.

Das Nest des Weißstorchs

Störche beginnen den Bau des Nestes mit dem Anlegen einer Grundlage aus ziemlich langen und trockenen Ästen. Wenn diese Schicht die Gestalt einer mehr oder weniger soliden Plattform annimmt, polstern die Vögel ihr Inneres mit einer ziemlich dicken Schicht gewöhnlich trockenen Grases aus, die innen die Gestalt einer großen und tiefen Schüssel annimmt.

Der Prozess des Ausbaus und der Vergrößerung des Nestes wird jedes Jahr wiederholt, wodurch es mit der Zeit beachtliche Ausmaße annimmt, die sogar bis zu 2m Breite und 2m Höhe erreichen.

Migration

Die Vögel beginnen ihre Wanderung zu ihrem Winterlager im August und September, und ihr Ziel ist vor allem ein Gebiet von Ägypten über Uganda, Äthiopien, Sudan, den Tschad und Nigeria bis zur Republik Südafrika.

Für den Flug aus den Brutgebieten zum Winterlager benötigen die Störche etwa 8-10 Stunden täglich, also bewältigen die Vögel (sowohl erwachsene, als auch junge) eine mittlere Strecke von etwa 4.600 km im Mittel im Verlauf von 18-19 Tagen.

Junge Störche im ersten Jahr machen sich mit einer genetisch eingepprägten Richtung auf den Weg. Es kommt jedoch auch vor, dass sie im

Verlauf der Wanderung von der Hauptgruppe der Vögel zum Beispiel wegen schlechter atmosphärischer Bedingungen getrennt werden, und sie sie dann in einem anderen, neuen Winterlager beenden können. Erwachsene Individuen können in einer solchen Situation dank starker Winde den Verlust ausgleichen und auf die Strecke der Migration zurückkehren, um diese an den ursprünglich vorgesehenen Winterlagern zu beenden, weil sie die genaue Lage kennen. Störche wandern nicht in Familienschwärmen. Die Jungen beginnen ihre Wanderung etwas früher als die Mehrheit der erwachsenen Individuen. Auf ihren Wanderungen nutzen die Störche zwei Trassen der Migration. Vögel aus der westlichen Population umgehen das Mittelmeer westlich über Gibraltar, und Vögel aus der östlichen Population (zu der die polnische gehört) umrunden es über die Meerenge des Bosphorus.

Die Störche, die das Zentrum der vorübergehenden Rehabilitation von Störchen in Kruttinnen verlassen, wählen wie der übrige Teil unserer einheimischen Population dieser Spezies die östliche Richtung der Migration – über die Ukraine, Rumänien, Bulgarien und weiter durch die Türkei und Ägypten zum zentralen und südlichen Teil Afrikas. Gerade deswegen bringen um den 15.-20. August, wenn bereits Abflüge von Störchen vorkommen, Mitarbeiter des Parks junge Vögel in ihre Umgebung, damit sie die Möglichkeit haben, sich einem Schwarm anzuschließen. Junge und wenig erfahrene Störche erhalten von den erwachsenen nicht nur Wissen über die Richtung, sondern auch über die Technik des Flugs. Im August 2021 schafften es zwei der jungen Vögel, die aus dem Rehabilitationszentrum in Kruttinnen freigelassen wurden, nicht, die Reise vom Versammlungsplatz mit den übrigen Vögeln anzutreten. Die Tiere kreisten einige Wochen lang durch den Park, machten sich dann jedoch geföhrt vom starken Instinkt der Migration Mitte September auf den Weg – und zwar auf einen etwas anderen, als ihn erwachsene Vögel wählen. Einer der Vögel

flog in den Süden Ungarns, woher den Masurischen Landschaftspark leider eine Information über den Tod des Tieres erreichte. Der zweite hingegen flog über Niederschlesien nach Tschechien, wo er im Oktober geschwächt gefunden und in ein Rehabilitationszentrum für Tiere im zentralen Teil dieses Landes gebracht wurde.

Die Beobachtungen der Jungen, die im Masurischen Landschaftspark u.a. dank GPS-Empfängern durchgeführt werden, bestätigen wissenschaftliche Forschungen aus Deutschland, das über 75% von ihnen sterben, noch bevor sie ins Winterlager in Afrika gelangen.

Die Zahl der Weißstörche in Europa beträgt 224-247.000 Paare, von denen auf dem Gebiet der EU 154-164.000 Paare nisten. Die zahlenstärksten Populationen finden sich in Polen (51.700-53.900 Paare), der Ukraine (26.200-32.400) sowie in Weißrussland (21.300-21.500), die kleinsten in Dänemark und in Montenegro (jeweils ein Paar).

Der Weißstorch im Masurischen Landschaftspark

In der Woiwodschaft Ermland-Masuren sind insgesamt 10 Rehabilitationszentren für Tiere tätig, die sich abhängig vom Ort sowie der finanziellen und personellen Möglichkeiten durch eine bestimmte Spezialisierung auszeichnen. Vier von ihnen befassen sich ausschließlich mit Vögeln – hauptsächlich Greifvögeln, eines mit Hufsäugetieren und die übrigen 5 mit Vögeln und Säugetieren.

Die Patienten des Zentrums

Die entschiedene Mehrheit der Patienten des Zentrums der vorübergehenden Rehabilitation von Störchen in Kruttinnen sind Vertreter der Spezies des Weißstorchs. Gewöhnlich landen dort junge Individuen, die aus verschiedenen Gründen aus den Nestern geworfen werden oder fallen, und auch Opfer von Verkehrsunfällen und Feldarbeiten, Kollisionen mit dem Energienetz und technischer Infrastruktur sowie körper-

lich unversehrte Individuen, die sich aus verschiedenen Gründen während der Migration nicht nach Afrika auf den Weg gemacht haben. Leider kann einem Teil der Vögel nicht geholfen werden.

Die Schicksale unserer Patienten

Den Störchen, die aus dem Zentrum der vorübergehenden Rehabilitation in Kruttinnen entlassen werden, werden Ringe mit individuellen Nummern angelegt, die in einer weltweiten Datenbasis hinterlegt sind. Dadurch ist sowohl ihre Identifizierung als auch die Überwachung ihrer Wanderungen möglich. Dank dieser Methode ist es bereit einige Male gelungen, die Rückkehr von Störchen zu Nestern im Masurischen Landschaftspark zu bestätigen.

Im Jahr 2020 wurden die vier ersten GPS-Empfänger gekauft. Mit Sendern ausgestattet wurden junge Störche, die danach im August zu einem Schwarm von Störchen (einer Versammlung) entlassen wurden, die dabei waren, zum Winterlager in Afrika abzufiegen. Von den beobachteten Jungen gelang es nur einem, Europa zu verlassen.

Die Beobachtungen wurden 2021 an einer neuen Gruppe Tiere fortgesetzt. Dieses Mal gelang es keinem, Europa zu verlassen.

Der Storch in der Mythologie und im Glauben der Slawen

Die Verbindung des Menschen mit dem Storch ist so alt wie die Welt. Schon in diesem Kontext ist der Storch das Symbol der ewigen Dauer in den Legenden der Völker.

Nach slawischem Glauben, befand sich hinter den Wassern, in „der Tiefe des nach unten ziehenden Wasserwirbels“, hinter der Milchstraße das uralte slawische Wyraj (Paradies), anders auch Rod. Das war das astrale Land der Seelen, zu dem die Lebenden keinen

Zutritt hatten. Nach den Überlieferungen war das Wyraj ein wunderbarer Garten in Gestalt der Krone des Kosmischen Baumes, abgeschlossen und bewacht, mit dem mächtigen eisernen Tor des Paradieses. Dort hielten sich im Winter die Vögel auf und schützten sich vor dem bitteren, frostigen Wetter, um im Frühling in die materielle Welt zurückzukehren. In einer späteren Zeit ergänzte der Glaube die Konzeption des Himmels in Gestalt des Vogel-Wyraj um eine zweite Dimension, nämlich das unterirdische Land Nawi – die Sphäre der Gestorbenen. In diese nicht-irdische Welt flogen Kuckucke, Lerchen, vor allem aber Rabenartige. Sie übernahmen die Rolle des Bringens der Seelen in der Zeit des Winters, wenn die Störche sich im Wyraj befanden. Gott der Herr, der nicht wollte, dass auf der Erde Gewürm, Frösche oder Schlangen herumkriechen, steckte sie alle in einen Sack und band ihn zu. Er befahl dem Menschen, den Sack zum Meer zu bringen und ihn ins Wasser zu werfen. Den Menschen packte jedoch die Neugier, er band den Sack auf, und sämtliches Gewürm, Frösche und Schlangen krochen heraus und verteilten sich auf der Erde. Da verwandelte der erzürnte Gott den Menschen in einen Storch und befahl ihm, ab dieser Zeit diese sämtlichen unreinen Geschöpfe zu sammeln. Daher kommt vielleicht das Sprichwort: „Daher bin ich ein Storch, auf dass ich die Welt reinige.“

Im Glauben und den Legenden der Slawen ist der Storch der Vogel, der ein gutes Schicksal bringt, daher wurde zusammen mit dem sich nähernden Frühling auf seine Ankunft gewartet. Mit der Ankunft der Störche waren sehr viele Prophezeiungen und Legenden verbunden.

In Teilen von Polen verhiess die Ankunft der Störche ein baldiges Kommen des Frühlings, und man erwartete sie etwa zum Tag des

Heiligen Josef (19. III.). Zu diesem Datum erwarteten die Störche die Einwohner von Masuren, sowie den Regionen Posen, Kalisz, Rzeszów, Lublin, Tarnobrzeg und Sandomierz, aber auch in Litauen, in einigen Regionen der Ukraine, Bulgariens und in Weißrussland. In Masuren sagte man, dass der Storch, wenn er in dieser Zeit erscheint, auf seinen Flügeln Reste von Schnee bringt. In Podlachien, Wolhynien und auf dem Gebiet des westlichen weißrussischen Polesien wurden aus Anlass des Feiertags und zur Begrüßung der Störche so genannte Busłowe Łapy [auch busniewa łapa, galjopa, deutsch Storchfüße], also kleine Brote in Form von Storchfüßen gebacken.

Schon allein das Nest eines Storchs am Anwesen prophezeite für alle Slawen Wohlergehen und Glück. In vielen Regionen Polens glaubte man, dass die Einwohner eines Anwesens, auf dem sich die Störche nicht niederlassen wollen, schlecht und gefährliche Menschen sind, von denen man sich fernhielt und denen man in keiner Weise half. Ein Haus, auf dem kein Nest war, wurde als unglücklich angesehen. Ein von Störchen bewohntes Nest bei einem Hof hingegen sicherte Schutz vor Blitzen, Brand und Hagel.

Der Anblick des ersten Storchs war mit vielen Weissagungen verbunden. Ein gutes Omen sagte besonders ein Storch voraus, der beim ersten Mal im Flug gesehen wurde, denn abhängig von der Region Polens konnte er gute Gesundheit, eine Heirat oder ein arbeitsreiches und fleißiges Jahr auf dem Hof ankündigen. Ein gehender Storch kündete lediglich von Flirten, ein stehender von einem ruhig-angenehmen Jahr, aber an manchen Orten auch von Faulheit und Trägheit. Ein sitzender Storch hingegen prophezeite Krankheit. Ein Haus, neben dem oder direkt auf dem Störche nisteten, war nach den Überlieferungen frei von bösen Mächten,

weswegen man versuchte, Vögel ins Nest zu locken. Der Storch wurde in der einheimischen Tradition, wie auch in der Kultur aller Slawen mit großer Verehrung, Anerkennung und Respekt behandelt, er war geradezu ein Vogel, der mit einer gewissen Art Kult umgeben war. Der Storch war ein Vogel, der Ordnung einführte, den Rhythmus bestimmte, nahe war, uns tagtäglich begleitete, Glück oder Pech prophezeite, ein Teil der menschlichen Existenz war. Das Wetter wurde vorhergesagt nach der Art des Flugs dieser ersten wahrgenommenen Vögel. Die hoch fliegenden kündigten einen frühen Frühling und ein trockenes Jahr an, die niedrig fliegenden hingegen bedeuteten feuchtes Wetter. Eine der bekanntesten mit den Störchen verbundenen Überlieferungen ist die, die sagt, dass der Storch die Kinder bringt. Nach den Überlieferungen aus einigen Regionen Polens und bei den Litauern zieht der Storch die Kinder aus dem Schlamm. In Polen, Polesien und Weißrussland wirft er sie durch den Kamin, bei den Sorben bringt er sie in einem Korb, einem Trog oder einer Waschwanne. In kaschubischen Überlieferungen wirft der Storch Frösche in den Kamin, die sich in ein Neugeborenes verwandeln, wobei aus den vom Storch auf Feld und Wiese gefangenen Fröschen Bauern abstammen, und aus denen von den Vögeln am Ufer des Meeres gefundenen – Fischer. Der Storch in der Kultur ist ein Symbol der Fruchtbarkeit, Wiedergeburt, des Anfangs eines neuen Lebens und der Geburt.

Auf Deutsch: Uwe Hahnkamp

Inhalt

- 3 AGATA, DOROTA, IWONA, JOLANTA
Der Kindergarten im Pałac – Erinnerungen an ein
Paradies
Von Ulla Lachauer und Agata Kern
- 9 MARIA ZAREŃSKA
Von Ulla Lachauer und Agata Kern
- 16 Himmelsbriefe
Gespräch mit Joanna Wańkowska – Sobiesiak
- 21 Gedichte
- 25 Die Naturgewalten von Kalischken
Von Arno Surminski: „Aus dem Nest gefallen Ge-
schichten aus Kalischken“
- 32 Was wir über das Leben des Weißstorchs wissen?
Der Weißstorch in der Landschaft Masurens

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel.: +48 606 68 02 18 Email: barbara.willan@gmail.com
www.stowarzyszeniemazurskie.pl

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,
Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.
Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
Für das Ausland:
IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDruk, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.
Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Am 25.03.2022 wurde die ev. Kirche in Warpuny/ Warpunnen notariell, mit Genehmigung des Konsistoriums in Warschau an die „Fundacja na rzecz rozwoju turystyki aktywnej“ (Stiftung für die Entwicklung des Aktivtourismus) unter dem Vorsitz von Alfred Siwik aus Mrągowo verkauft, mit der Auflage der Evangelisch Augsburgischen Kirche in Warschau, diese Kirche ausschließlich für religiöse, kulturelle, pädagogische und soziale Zwecke zu nutzen. Somit bleibt der sakrale Charakter erhalten und es besteht die Möglichkeit, dort weiterhin Taufen, Trauungen und andere kirchliche Handlungen zu vollziehen und Gottesdienste zu feiern. Wir freuen uns, dass unsere jahrelangen Bemühungen um den Erhalt der Kirche nicht umsonst gewesen sind, und die Kirche als Kirche für die nächsten 100 Jahre erhalten bleibt.

Verein Freunde Masurens e.V.
Kerstin Harms , Vorsitzende



Wir sehen uns nächstes Jahr S. 32 Foto: Waldemar Bzura